

Beschleunigung

»Beeil dich! Los, auf geht's! Wo bleibst du denn – wir wollen doch weg! Mach schneller!« – In meinem durchaus konservativ zu nennenden Elternhaus waren Stillstand und Untätigkeit verpönt. Selbst zur Unterhaltung und Entspannung schaute man sich *laufende* Bilder an – vorzugsweise das Schnelldenkerquiz »Dalli, dalli« von Hans Rosenthal. Bald ging mir auf, welche Pädagogik und Ethik mit dem Lob der Schnelligkeit verbunden war: Man kann nur der Erste sein, wenn man der Beste ist. Zu den Ersten und Besten zählt man aber nur, wenn man am schnellsten ist. Der kategorische Imperativ ist heute ein kinetischer Imperativ, ein Imperativ der Bewegung: »Was immer du tust, erledige es möglichst schnell, damit an den Handlungsfolgen möglichst rasch deutlich wird, was es mit diesem Tun letztlich auf sich hat!«

Der Wert unseres Tuns wird am Getanen gemessen. Und je früher dessen Wert absehbar ist, um so eher ist klar, ob die Anstrengung lohnt. Darum ist Tempo angesagt. Wer sich zu lange Zeit läßt, verliert zuviel Zeit. Das wäre hinnehmbar, wenn es sich dabei nicht um »Lebenszeit« handeln würde. Ihr Kontingent ist begrenzt. Daß sich der Mensch bei allem zu beeilen hat, liegt an der Befristung des Daseins. Wir haben nicht beliebig viel Zeit. Sie wird im Laufe eines Lebens immer weniger; sie verrinnt, sie geht uns aus.

Wollen die Menschen in der kurzen Spanne ihrer Lebenszeit etwas vom Leben haben, dürfen sie nichts verpassen. Wir müssen es in einem endlichen Leben möglichst schnell zu etwas bringen. Wir müssen so schnell sein, daß wir vor dem Tod da sind – sonst erreichen wir *in* und *mit* unserem Leben gar nichts.

Deshalb sind die wichtigsten Eigenschaften von Menschen und Dingen in dieser Zeit: Flexibilität und Mobi-

lität. Dafür sprechen nicht bloß ökonomische Argumente, sondern auch gute philosophische Gründe. Zur Philosophie der Neuzeit gehört die Überzeugung, daß jetzt die Zeit für das Neue gekommen ist. Im Neuen liegt die Zukunft. Ihr muß das Alte Platz machen. Seit der Aufklärung gilt: Aus Tradition soll Innovation werden und über die rechten Innovationen soll die Vernunft bestimmen. Damit das gelingen kann, ist der Vernunft auf die Sprünge zu helfen. Das ist nicht nur Philosophenpflicht. Wenn endlich die Vernunft mobil macht – und nicht das Militär – können alle Zeitgenossen aus freien Stücken mit von der Partie sein. Alle können etwas bewegen, wenn sie die Projekte der Vernunft – Aufklärung, Freiheit, Fortschritt – befördern. Ein Tempolimit gibt es dabei nicht. Es wäre auch nur hinderlich. Denn wo die Vernunft das Tempo angibt, wird alles immer schneller immer besser werden. Wenn aber alles bleibt, wie es ist, wird alles immer schneller immer schlechter werden.

Allerdings hängt alles daran, daß der fortschrittswillige Vernunftmensch genug Zeit hat. Dann ist nichts unmöglich. Aber hier liegt auch das Problem. In einem endlichen Leben gibt es nie genug Zeit. Anders wäre es, wenn man sie vermehren könnte. Dazu bieten sich zwei Möglichkeiten an. Entweder versucht man, das Ende der Zeit hinauszuschieben, indem man den Tod aufhält, hinauschiebt, verdrängt. Oder man holt mehr aus der verfügbaren Zeit heraus. Man hat dann *im* Leben mehr *vom* Leben, wenn den wichtigen Dingen im Leben nicht allzu lange Zeit gelassen wird. Im Leben passiert mehr, wenn alles schneller passiert. Wenn es schon unmöglich ist, sich selbst Flügel zu verleihen, so kann man doch allem anderen Beine machen.

Fortschritt bedeutet für die Moderne mehr als nur eine Bewegung im Raum. Es geht nicht bloß darum, von A nach B zu gelangen. Fortschritt ist auch eine Kategorie der Zeit. Es geht darum, immer schneller von A nach B zu gelangen. Fortschritt besteht in Temposteigerungen des Vorwärtskommens. Wo es zur Mobilmachung des Fortschritts kommt, werden letztlich solche Temposteigerungen

gerungen angestrebt. Kein Autobauer begnügt sich damit, seine Autos so zu verbessern, daß sie immer größere Höchstgeschwindigkeiten erreichen. Es beeindruckt Kunden und Konkurrenten weitaus mehr, wenn es die Autos schaffen, in immer kürzeren Intervallen »von 0 auf 100« zu kommen. Fortschritt wird an der Verkürzung der Zeit gemessen, die vergeht, bis die Höchstgeschwindigkeit erreicht ist.

Beschleunigungen dienen dem Zeitgewinn. Beschleunigungen führen dazu, daß sich die Ereignisdichte pro Zeiteinheit beträchtlich erhöhen läßt. Was abstrakt klingt, finden viele Zeitgenossen ungemein praktisch. Allenthalben regiert der Instant-Effekt: »eingießen – umrühren – fertig!«. Berufstätige suchen in den Mittagspausen Fast-food-Restaurants auf, erledigen ihre Einkäufe mit der Kreditkarte oder praktizieren das Leasing – hier entfällt das lästige und zeitraubende Ansparen des benötigten Geldes. Abgebrochene Absätze repariert »Mister Minit«, Urlaubsfotos werden nicht mehr im Labor entwickelt, sondern gleich nach dem Schnappschuß in der Hand des Polaroidkameramanns. Wie gut, daß es die »Sofortreinigung« und »Schnellgerichte« für die Mikrowelle gibt. Und wer möglichst rasch ein eigenes Dach über dem eigenen Kopf haben möchte, baut sich am besten ein »Fertighaus«...

Der Regel, daß Modernisierungen stets den Charakter von Mobilisierungen haben, folgen auch Technik und Ökonomie. Es reicht nicht, möglichst viel und schnell zu produzieren. Man muß mit neuen Produkten auch möglichst rasch am Markt sein – auf jeden Fall schneller als die Konkurrenz. Wer zuerst kommt, verdient zuerst. Allerdings ist auch für Marktführer keine ungefährdete Marktpräsenz gesichert. Durch stets neue Innovationschübe verkürzen sich nämlich die »Produktlebenszeiten«. Lange bevor ein Gerät unbrauchbar geworden ist, wird es nicht mehr benutzt. Das zeigt sich besonders einprägsam im Bereich der Datenverarbeitung und Unterhaltungselektronik. In immer kürzeren Abständen kommen neue Generationen von »modernerem« Hard- und

Softwareprodukten auf den Markt. Wer einen neuen PC erwirbt, sollte gleich einen Gutschein für das demnächst erwartete »update« des gerade neu entwickelten Betriebssystems kaufen.

Modernisierungen erhöhen die Veraltensrate des Überkommenen und setzen das Verfallsdatum des Bestehenden drastisch herab. Sie gehen mit Verlusten und Enteignungen einher. Man muß sich vom Vertrauten früh wieder verabschieden. Der Preis hierfür wird aber bereitwillig gezahlt, da er für die Endverbraucher offenbar durch Komfortgewinne mehr als wettgemacht wird. Auch hierfür liefert der Elektronikmarkt die passenden Belege. Und er sorgt für Neudefinitionen des Begriffs »Mobilität«. Die neuen Medien ermöglichen »Echtzeit«-Kommunikation und entbinden zugleich vom Zwang der räumlichen Anwesenheit. Wer Fußballweltmeisterschaften live im Fernsehen verfolgt, kriegt mehr vom Spiel mit als die Besucher im Stadion. Mobil ist nicht, wer sich überall hinbewegen kann, sondern wer überall erreichbar ist – per Handy oder e-mail. Auf freiem Fuß zu bleiben und ohne festen Wohnsitz zu sein, muß sich nicht mehr ausschließen, solange man an jedem Ort der Welt mit der ganzen Welt »online« in Verbindung treten kann. Kein Bedürfnis muß mehr vertagt werden. Spezielle TV-Kanäle sind für Teleshopper rund um die Uhr geöffnet, und per Modem lassen sich auch noch um Mitternacht Bankgeschäfte erledigen.

Im Zeitalter der Beschleunigung ist alles »im Fluß«. Alles existiert im Plural und in der Möglichkeitsform. Hier gilt das »multiple-choice-Prinzip«: Es ist immer mehr als eine Antwort richtig. Und es ist gut so. Denn je zahlreicher die Varianten sind, in denen kulturelle Sinnangebote vorliegen, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, etwas individuell Passendes zu finden. »Markentreue« gibt es dabei immer seltener. Feste Zusagen und Zugehörigkeiten werden unter den Vorbehalt gestellt, daß sich nicht in nächster Zeit etwas Besseres und Günstigeres ergibt. Verbucht wird dies als individueller Freiheitszuwachs und insofern auch als sozialer Fortschritt.

Für das hohe Lied auf die schöne neue Mobilwelt ist es jedoch noch zu früh. Und ebenso voreilig wäre es, zwischen Mobilität und Freiheit ein Gleichheitszeichen zu setzen. Was vom Individuum aus betrachtet zunächst als Freiheitsgewinn erscheinen mag, erweist sich aus der Perspektive der Gesellschaft als bloße Bedingung dafür, daß alles optimal funktioniert. Gefragt in einer arbeitsteiligen Gesellschaft ist der flexible Einzelne. Zu viele und zu enge soziale Bindungen, Familie und Kinder, sind nicht nur hinderlich für das eigene Fortkommen, sondern auch für die wirtschaftliche Produktivität. Erwartet und belohnt wird die Bereitschaft zum Ortswechsel. Kleiner Trost für Nesthocker: Berufsbedingte Umzüge sind steuerlich absetzbar. Und da man die alte Telefonnummer mitnehmen darf, ist man für Freunde und Verwandte »ja nicht aus der Welt« und sogar unter der gewohnten Verbindung erreichbar.

In der Mobilwelt gelten nur Ideen und Konzepte etwas, mit denen sich »etwas in Gang bringen« läßt. Der Test, ob »etwas geht oder nicht«, führt aber dazu, daß sich nur das »Gängige« behaupten kann. Was den Anspruch erhebt, etwas Beständiges zu sein, gerät unter Stagnationsverdacht. Bestand ist nur dem beschieden, das alle Flexibilisierung- und Deregulierungswellen mitmacht und aushält. Nur wer mobil bleibt, bleibt modern. Modern sind soziale Verhältnisse dann, wenn Vorwärtsbewegungen möglich bleiben. Eine moderne Ehe muß scheidbar sein, um noch einmal »neu« oder »von vorne« anfangen zu können. Moderne Konsumartikel muß man umtauschen dürfen, wobei Umtausch und Rückgabe nicht mit technischen Mängeln des Artikels zu begründen sind – es genügt, daß sich in der Zwischenzeit der Geschmack des Kunden geändert hat. »Bei Nichtgefallen Geld zurück!«

Von diesen Trends erfaßt werden auch Moral und Religion, die lange Zeit den Status kultureller Immobilien hatten. Sie waren institutionell abgestützt, in den Lebensführungsgewißheiten der Subjekte tief verankert und fester Bestandteil der kulturellen Identität einer

Gesellschaft. Jetzt verändern sie ihren Aggregatzustand. Eine »moderne« Religiosität muß sich auf die wechselnden spirituellen Bedürfnisse einstellen, die ein Individuum stets nur auf Zeit in die Nähe bestimmter Konfessionen führen. Viele Zeitgenossen möchten in allen ihren Angelegenheiten möglichst lange auch noch »ganz anders können«, als sie gerade gewollt haben. Sie sind auch in Religionsdingen längst Passanten, Surfer, Flaneure geworden. Am liebsten reisen sie mit leichtem Handgepäck und verzichten auf die dogmatische Schwere aller Konfessionen.

Wo Modernisierungen als Mobilisierungen auftreten, verstärken sich mit zunehmender Geschwindigkeit die Fliehkräfte. Moderne Gesellschaften könnten von ihren eigenen Mobilisierungsschüben »zerlegt« werden. In der Ökonomie ist darauf zunächst mit einer Standardisierung von Zeiteinheiten als Handlungseinheiten reagiert worden. An die Stelle der Orientierung an den Rhythmen und Kreisläufen der Natur tritt der Takt wiederholbarer Tätigkeiten. Das Fließband gibt das Zeitmaß vor, an dem sich die Arbeiter zu orientieren haben. Die ursprünglich an natürlichen Zyklen ausgerichtete Landwirtschaft übernimmt zunehmend industrielle Zeitordnungen. Der Zeitpunkt der Ernte oder der Schlachtreife hängt nun nicht mehr von der »Eigenzeit« von Pflanzen und Tieren ab, sondern von künstlich steuerbaren Wachstums- und Mastzeiten.

Einer solchen Standardisierung des (Arbeits)Lebens, die den festen Vorgaben von Stechuhr, Lieferfristen, Anwesenheitspflichten folgt, hat die Globalisierung der Ökonomie eine neue Dimension hinzugefügt. An die Stelle des zeitlichen Nacheinanders aufeinander abgestimmter Tätigkeiten tritt nun die Synchronie. Aus dem kinetischen Imperativ »schneller, höher, weiter« wird der Indikativ des Maximalen: »viel, mehr, immer«! Es gilt, ein Produkt jederzeit für (fast) jeden überall und sofort verfügbar zu machen. Restaurantbesucher haben es als erste bemerkt, als von den Speisekarten die Rubrik »Früchte der Saison« verschwand. Wenn für jedes Obst gewächs-

hausbedingt *immer* Saison ist oder Freilandgewächse jederzeit aus jeder Weltregion importiert werden können, wo für sie *gerade* Saison ist, gibt es in der grenzenlosen Mobilwelt keinen Unterschied mehr zwischen Saison und Nicht-Saison.

Allerdings haben diese Versuche einer »Synchronisierung des Daseins«, die alle möglichen Weltereignisse zu jeder Zeit und überall gegenwärtig machen wollen, für den Menschen, der damit lebt, auch ihren Preis. Wo jederzeit und überall unendlich viel möglich und verfügbar ist, wird jede Entscheidung für eine Möglichkeit zur teuren Absage an eine andere. Jeder Zugriff erweist sich als Mißgriff, da jeder Entscheidung *für* etwas die tausendfache Absage *gegen* etwas anderes gegenübersteht. Kein Mensch hat soviel Urlaubstage, wie es Urlaubsziele in der Welt gibt. Da hilft es nichts, genügend Geld zu haben, um überallhin reisen zu können. Da helfen letztlich auch keine Zeitspartekniken oder Zeitvermehrungsversuche. Wer Zeit als »Menge« begreift, die ausgenutzt und ausgebeutet werden kann, übersieht, daß nicht die Zeit quantifizierbar ist, sondern nur das, was »in« ihr ist. Und wo in Beschleunigungen investiert wird, ohne daß klar ist, welchem Ziel man sich nähern will, dort fehlen der Zeit Maß und Sinn.

Der französische Kulturkritiker Paul Virilio erblickt in der Beschleunigungsgesellschaft einen »rasenden Stillstand«. Sie gleicht einem Wasserwirbel in einem Flußlauf. Wer einmal ein Stück Papier oder Gras in einen solchen Strudel geworfen hat, konnte beobachten: Hier herrscht eine enorme Umlaufgeschwindigkeit, aber es kommt zu keinem Raumgewinn. Alles dreht sich, aber es geht nicht vorwärts. Durch Beschleunigung allein läßt sich kein »mehr« an Zeit gewinnen.

Aus dem »rasenden Stillstand« beschleunigter Modernisierungen ist nur herauszufinden, wenn es Zeiten und Räume gibt, in denen es wieder möglich wird, auf andere Weise Zeit zu gewinnen. Es ist keineswegs so, daß die Befristung menschlicher Lebenszeit uns nur zur Beschleunigung zwingt. Sie zwingt uns auch zu Verlangsamungen

und Unterbrechungen. Wenn unser Leben befristet ist, dann können wir gar nicht alles Mögliche erreichen. Uns fehlt einfach die Zeit dazu. Der Wettlauf mit dem Tod ist nicht zu gewinnen – auch nicht mit dem Trick, die Erlebnisdichte pro Zeiteinheit zu erhöhen, um in einem Durchschnittsleben das Pensum von zwei oder drei Existenzen zu schaffen. Es hilft auch nicht, in die Endlosspirale der Reinkarnationen einzutreten. Die Bilanz wird immer so ausfallen, daß die verpaßten Gelegenheiten im Vergleich zu den genutzten in der Überzahl sind. Daher zwingt uns die Zeit dazu, nicht alles Mögliche zu wollen, sondern nur Einiges. Wir müssen entscheiden und wählen.

Von dem, was wir für uns auswählen, haben wir ohnehin nur etwas, wenn wir für eine gewisse Zeit dabei verweilen. Solche Verweilzeiten nehmen das Tempo aus der Zeit, sie sorgen für Genauigkeit und stellen Vertrautheit her. Die Kunst, Zeit und Freiheit zu gewinnen, besteht darin, in der Zeit die Zeit gegen die Zeit zu richten. Denn Beschleunigungen sind nur möglich und auszuhalten, wenn es Widerlager und Widerständiges für Antriebs- und Fliehkräfte gibt. Dem dienen »Auszeiten«, in denen die Zeit frei bleibt von ökonomischer Ausbeutung und funktionaler Verzweckung. Solche »Auszeiten« sind Ressourcen von Sinn und Freiheit. Sie zu entdecken und auf regenerativem Niveau zu halten, ist Anliegen einer »Ökologie« der Zeit. Zur Ökologie der Zeit gehören Zeitbrachen, unbewirtschaftete Zeit, eine zweite Zeitrechnung der Fest- und Feiertage neben dem Kalendarium der »Werktage«. Der Mensch untergräbt seine natürlichen Lebens- und Freiheitsbedingungen – wozu auch die Zeit gehört –, wenn er versucht, das Letzte aus ihnen herauszuholen.

Das Verweilen – mag es sich als ästhetisches Anschauen oder als religiöse Kontemplation vollziehen – ist eine Möglichkeit des »Zeitgewinns«, bei der wir nicht mehr mit dem Vergehen der Zeit im Gleichschritt marschieren. Die Voraussetzung hierfür ist, sich auf den Erhalt von »Zeitbrachen« und »Freizeiten« zu verständigen, sie zu

entdecken und zu bewahren. Für zeitökologische Plädoyers sind gegenwärtig die Erfolgchancen jedoch ebenso gering wie für kirchliche Kampagnen gegen die Erosion des arbeitsfreien Sonntags. Wenn sich ökonomische Verteilungskämpfe verschärfen und der Sog des Verdrängungswettbewerbs vom produzierenden Gewerbe nun auch auf den Handels- und Dienstleistungssektor übergreift, gilt nur noch die Gleichung »Zeit ist Geld«. Unbewirtschaftete Zeit ist dann vertane, verlorene, tote Zeit. Umsatz-, Einkommens- und Konsumverluste aber rangieren weit oben auf der Liste der Dinge, die man sich in Zeiten mit prekärer Kassenlage nicht mehr leisten mag...

Im Gegenteil: Von allen Seiten wird noch ein Mehr an Deregulierung und Flexibilisierung verlangt. Denn im Zeitalter der Beschleunigung wird das Gute immer schneller immer besser. Die Erfahrung zeigt aber auch: Das Schlechte fängt dort an, wo des Guten zuviel getan wird. Hat das Schlechte einmal seinen Ausgang vom Guten genommen, wird es in der Beschleunigungsgesellschaft auch immer schneller immer schlechter. Der Raubbau an den Zeitbiotopen einer Gesellschaft läßt soziale Systeme umkippen, wenn sich diese zur permanent aktiven 24-Stunden-Gesellschaft entwickeln. Auch für die Nutzung der Zeit gibt es Grenzen des Wachstums. Das individuelle und soziale Leben braucht zeitliche Gliederungspunkte gegen die Überforderung durch endlos anschließfähige und daher unüberschaubare Handlungsketten. Es braucht zur Orientierung die gesellschaftlich verbürgte Chance des Innehaltens und den gesicherten Freiraum einer allgemeinen befristeten Freistellung von Erwerbsarbeit, was strukturell ein Innehalten erst ermöglicht. Dies ist auch die Bedingung eigenständiger Zeitgestaltung. Vor allen individuellen Fähigkeiten setzt sie die gesellschaftlich vermittelte Sicherheit voraus, daß es auf Dauer und rhythmisch wiederkehrend überhaupt verlässliche Zeiträume selbst zu gestalten und gemeinsam mit anderen Menschen zu verbringen gibt.

Allerdings finden solche Argumente angesichts neoliberaler

raler Tendenzen in Wirtschaft und Politik kaum Gehör. Hier will man nicht wahrhaben, daß sich die Ausbeutung der Zeit plötzlich gesellschaftlich und kulturell nicht mehr »rechnen« könnte. Stattdessen wird suggeriert, daß die Aufhebung des Ladenschlußgesetzes, die Ausdehnung sogenannter »Bedürfnisgewerbeordnungen« im Beratungs- und Dienstleistungssektor und die Vermehrung »verkaufsoffener« Sonntage mit einer gesteigerten Zeitsouveränität der Kunden einhergehen. Wer einkaufen kann, wo und wann es ihm und ihr gerade paßt, hat den weniger mobilen Zeitgenossen natürlich etliche Freiheitsgrade voraus. Die Frage ist aber, auf welchem Niveau dieser Freiheitsgewinn angesiedelt ist. Wer aus ökonomischen Gründen für die völlige Schleifung kollektiver Freizeiten ist, sie nicht für eine kulturelle Errungenschaft, sondern für eine Fessel individueller Freiheit hält, verkennt den Beitrag sozialer »Auszeiten« zur Sicherung der Qualität des Lebens. Er gleicht den Besuchern eines Fußballstadions, die sich von ihren Sitzplätzen erheben und das Spiel unbehindert von den vor ihnen sitzenden Personen beobachten wollen. Wenn ihr Beispiel Schule macht, werden im Laufe der Zeit alle übrigen auch diesen Vorteil haben wollen. Dies führt keineswegs dazu, daß am Ende alle »mehr vom Spiel« haben. Im Gegenteil: Aus Sitzplätzen sind Stehplätze geworden und buchstäblich stehen sich alle schlechter als zuvor.

Vielleicht braucht es gar nicht viel Phantasie, um zu anderen, sozialverträglicheren Zuordnungen von Mobilität und Modernität zu kommen. Fortschritt kann sich auch dann einstellen, wenn Beschleunigungen mit Verlangsamungen gekoppelt werden. Von Fahrzeugingenieuren ist zu lernen, daß man um so stärkere Bremsen braucht, je höher die mögliche Geschwindigkeit eines Fahrzeugs ist. Es klingt paradox, aber es stimmt: Wer schnell fahren will, braucht gute Bremsen. Die Ingenieure der Moderne haben jedoch bei der Konstruktion beschleunigter Modernisierungen keine entsprechenden Bremsvorrichtungen vorgesehen. Man schien sie nicht zu benötigen, solange feststand, daß der Fortschritt der Moderne eine

Geradeausfahrt sein würde. Die Krisen der Moderne haben aber längst die Notwendigkeit von Ausweichmanövern und Kurskorrekturen erwiesen. Plötzliche Richtungswechsel, die ungebremst erfolgen, steigern jedoch die Unfallwahrscheinlichkeit. Der »Elchtest« beweist es.

Technologien, die mit hohen Gefahrenpotentialen versehen sind, müssen aus Sicherheitsgründen ihre Vorgänge »umkehrbar« halten. Es reicht nicht aus, »Vorwärtsprozesse« zu optimieren; sie brauchen ebenso die Möglichkeit der »Rückwärtskorrektur«, wenn Situationen auftreten, die ganz anders ausfallen, als zuvor erwartet wurde. Es ist daher durchaus »fortschrittlich«, Vorkehrungen zu treffen, daß der Lauf der Dinge angehalten werden kann. Es empfiehlt sich, regelmäßig an- und innezuhalten und sich der eigenen Fahrtauglichkeit zu vergewissern.

Solche »Ruhezeiten« wären verkannt, wenn sie lediglich dem Auftanken von Kräften dienen würden, die eine Hochgeschwindigkeitskultur auf Touren halten können. In diesem Fall wären Verlangsamung und Unterbrechung in Wahrheit Bestandteile einer Strategie zur Verstetigung prekärer Beschleunigungsprozesse. Diese Strategie praktiziert zum Beispiel die New Yorker Börse: Stürzt der Dow Jones um 350 Punkte, wird der Börsenverkehr eine halbe Stunde angehalten. Bei 550 Minuspunkten pausiert der Handel 60 Minuten oder es gibt einen totalen Stop. Es ist die Pause, die ein enorm beschleunigtes System funktionsfähig erhält. Zum Zwecke der Geschäftemachelei hören alle Beteiligten für gewisse Zeit mit dem Geschäftemachen auf.

Es gibt jedoch auch die andere Möglichkeit des Zur-Ruhe-Kommens, ein anderes Ende jeder Geschäftigkeit. Diese andere Form der Unterbrechung ist kein Mittel zum Erreichen ökonomischer Zwecke. Sie hat ihren Zweck in sich selbst. Sie dient der Besinnung auf den Sinn aller Zwecke. Um sich des Sinns aller Zwecke bewußt zu werden, bedarf es der radikaleren Unterbrechung, des Sein-Lassens der Alltagsgeschäfte. Allerdings wird diese Radikalität nur selten in Anspruch genom-

men. Die wenigen säkularen Feiertage, die sich eine moderne Gesellschaft gönnt, werden in der Regel als Einladung begrüßt, sich vom Ernstesten, Offiziellen und Verbindlichen zu distanzieren und ungehindert dem nachzugehen, was subjektiv Vergnügen bereitet. Sie dienen der Zerstreuung, nicht der Konzentration.

Religiöse Fest- und Feiertage sind von diesem Umstand noch dramatischer betroffen, zumal von ihnen eine besondere Zeitansage ausgeht, die auf den ersten Blick nur den Anhängern dieser Religion etwas bedeutet.

Ihre Besonderheit besteht darin, daß sie das Vergängliche, das in die Zeit Kommende und mit der Zeit Vergehende auf sein Bleibendes freigeben wollen. Dazu verlangen sie, daß der Mensch etwas sein-lassen kann, auf ein Machen und Weiter-Machen verzichtet. Damit scheint der Konflikt mit der Non-stop-Gesellschaft vorprogrammiert. Das Aufhören ist aber keineswegs der Widerpart jeder Handlung, die etwas hervorbringen will, sondern deren Vollendung. Zur Kreativität des Hervorbringens gehört es nämlich, zum richtigen Zeitpunkt nichts mehr zu tun. Jeder Künstler, Schriftsteller, Maler oder Komponist weiß darum, daß ab einem bestimmten Moment jegliche Fortsetzung seiner Tätigkeit nur zu einer »Verschlimmbesserung« des Kunstwerkes führt. Irgendwann ist es nötig, den letzten Pinselstrich zu ziehen, den letzten Akkord anzuschlagen und einen Schlußpunkt zu setzen. Das rechtzeitige Aufhören ist eine Sinnbedingung für ein gutes Ende. Das Aufhören des Hervorbringens führt hier zum Eigen- und Selbstsein des Hervorgebrachten. Man läßt etwas sein, es wird losgelassen, freigelassen. Erst in dieser Freiheit kommt das Freigelassene zu sich selbst. Im Nichttun läßt man sich und dem Getauten Zeit. Man läßt es gut sein. Auf diese Weise ist das Ende nicht Abbruch oder Zerstörung, sondern wohlthuende Verhinderung eines ewigen »weiter so«. Die Vollendung des Tuns ist somit das Gelassen-Sein, in dem das Dasein und die Zeit ihre »Bleibe« haben. Ein solches Verhältnis zum Aufhören ist kreativ.

Das Aufhören kommt ebenso dem Neu-Anfangen zu-

gute. Allerdings sollte zuweilen zwischen Ende und Anfang auch eine größere Pause liegen. Es ist wichtig, von Zeit zu Zeit das »Neustarten« von Dingen und Ereignissen zu unterbrechen und nichts zu tun. In diesem Nicht(s)tun ist es dann möglich, sich des Sinnes vom Anfangen und Aufhören zu vergewissern. Religiöse »Auszeiten« stellen die Frage, was es heißt, am Leben zu sein, wenn abgesehen wird von dem, was uns stets etwas Bestimmtes tun oder sein läßt. Religiöse »Auszeiten« stehen abseits von allen wirtschaftlichen Kosten/Nutzen-Erwägungen. Ökonomisch gesehen rechnen sie sich nicht. Statt dessen erfragen, erschließen und repräsentieren sie das Unverrechenbare. Sie sind »Leerstelle« für das, was den Sinn aller Funktionalität ausmacht; sie halten die Zeit offen für das, was keine ökonomischen und technischen Äquivalente hat. In den vom Verweilen geprägten »Auszeiten« können sich der Mensch und die Welt begegnen, als ob es aus sei mit der Zeit. Die Zeit ist aus, und doch ist alles da.